

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (3 Fdr.) vierteljährlich, 3 Fdr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preussischen Monarchie.

Magazin

für die

Man pränumeriert auf dieses Literaturblatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Bobllöbl. Post-Ämtern.

Literatur des Auslandes.

N^o 112.

Berlin, Mittwoch den 16. September

1840.

China.

Die Moral der Buddhistischen Chinesen.

Wir haben in einem früheren Artikel*) gezeigt, wie im Systeme der Chinesischen Buddhisten das Gebet an Amita-Buddha unter den Mitteln zum ewigen Heile die erste und vornehmste Stelle einnimmt. Das Buch T'ing-tu-wen, welches der Lehre vom Verkärten Lande gewidmet ist**), enthält aber bei weitem nicht bloß einfache Beschreibungen und positive Vorschriften: ein großer Theil seines Inhalts ist dialektischer und rhetorischer Art. Von der eigentümlichen dialektischen Kunst, womit der Verfasser die vornehmsten Sagen seiner Religion gegen Zweifler in Schutz nimmt und die national-Chinesischen Systeme mit dem Buddhismus zu versöhnen strebt, haben wir an einem anderen Orte Proben mitgetheilt; der gegenwärtige Artikel soll den rednerischen Ermahnungen gewidmet seyn, worin der Verfasser, oft mehr noch an das Gemüth, als an den Verstand seiner Leser appellirend, bald die Nichtigkeit alles Irdischen und die Nothwendigkeit einer ununterbrochenen Bewerbung um das selige Land einschärft, bald über die allgemeinen und besonderen Lebens-Pflichten des Menschen sich verbreitet. Wir begnügen uns hier wieder mit bloßen Auszügen aus diesen Buddhistischen Predigten, die zwar, wenn man jede für sich betrachtet, von lobenswerther Kürze sind, aber in ihrer Gesammtheit viele für uns ermüdende Wiederholungen enthalten.

Buch III, §. 1.

„Es fragte Jemand den Kung-tse***): „Ist es wohl denkbar, daß Einer seinen Wohnort mit einem anderen vertauschen und dabei sein Weib vergessen (zurücklassen) könne?“ Kung-tse entgegnete: „Es giebt sogar noch Aergeres: die Tyrannen Kie und Tschou†) haben sich selbst vergessen.“

„Betrachten wir diesen Spruch mit dem Auge der höheren Erkenntniß, so vergessen die Menschen unserer Lage (!) alle sich selbst. Vom frühen Morgen, wenn sie die Augen öffnen, bis zum späten Abend, wenn sie die Augen wieder schließen, sind alle ihre Bestrebungen Staub (materieller Art). Nie denken sie auch nur kurze Zeit an ihr wahres Selbst; also vergessen sie sich selber. Nach Tagen geredet, ist ihnen nichts wichtiger, als Befriedigung des Hungers und Durstes; darum sorgen sie für Speise und Trank — nach Jahren geredet, ist ihnen nichts wichtiger, als Schutzmittel gegen Frost und Hitze; darum sorgen sie für Pelzwerk und Sommerkleidung — nach dem ganzen Daseyn geredet, ist ihnen nichts wichtiger, als das irdische Leben — Keiner bemüht sich um das Land der Verkärung! Wenn ein Mensch hundert Pfund Goldes zu tragen hätte und nicht mehr vorwärts könnte, so würde er es abwerfen und ledig gehen. Zwänge er sich, das Gold weiter zu schleppen, so daß er unter dieser Last sterben müßte, so würde ihn die Welt einen großen Narren schelten; denn Jeder weiß, daß unser Leben mehr werth ist, als hundert Pfund Goldes. Wer aber um dieses irdischen Lebens willen das Land der Verkärung (T'ing-tu) verschertzt, dem verdankt es Niemand, obschon seine Narrheit unendlich größer ist. Der Mensch glaubt, sich selber zu lieben und für sein Selbst zu sorgen, wenn er jeden Tag kleinliche Interessen verfolgt: ist dies nicht eine falsch verstandene Selbstliebe? Er betrübt sich und verzweifelt wegen Unfälle, die seiner höheren Natur ganz und gar keinen Schaden thun, d. h. sein Erbarmen über sich gilt nur dem unwesentlichen Theile seines Selbst, nicht dem wesentlichen, der etwas ganz Anderes ist. Alles Unwesentliche muß vergehen; das Wesentliche vergeht niemals.“

Ebendasselbst §. 2.

„Unser irdischer Besitz ist sehr mannigfaltig. Einiges erhalten wir durch Erbschaft; Anderes erwerben wir selbst; noch Anderes schaffen unsere Kinder oder andere Menschen für uns herbei. Alle diese sichtbaren Dinge sind eitel und nichtig. Wie aber der Mensch

in seinem Zorne fähig ist, ein elendes Stück Papier zu zerreißen, als hätte es großen Werth: so ist er in seiner Habsucht fähig, eine Nadel an sich zu nehmen, wie gering auch ihr Werth sey. Wenn die Kornböden schon voll sind, ist das Herz noch leer und unbefriedigt; wenn des Goldes und der edeln Stoffe schon viele sind, kommen die Pläne noch nicht zur Ruhe. So oft der Mensch die Augen erhebt oder die Füße regt, wird er von einem Gelüste angereizt; und doch verschwindet Alles, wenn er eines Tages das große Ziel erreicht hat! Nichts folgt hinter uns her, als die Früchte unserer Thaten Jemand ein alter Schriftsteller sagt: „Dieser Körper ist eine todtte Sache; die Seele ist etwas Lebendes: mache nicht lebende Anschläge auf das Todte, sondern auf das Lebende!“ Ich bewundere diesen Spruch. Wer nur irgend nach Ausendungen geizt, um seinem Körper zu dienen, der macht auf etwas Todtes lebendige Anschläge. Zwar können die Menschen dieser Welt nicht ganz umhin, solches zu thun; aber möchten sie doch in dem Gemüth ihrer irdischen Sorgen dann und wann die Ruhe eines Augenblicks ergreifen, der Selbsterleuchtung obliegen und ihr Herz dem Lande der Verkärung weihen! Dieses heißt, auf Lebendes lebendige Anschläge machen.“

Ebendasselbst §. 4.

„Das irdische Leben gleicht einer Wasserblase — wie Viele sterben in ihrer Kindheit! wie Wenige bringen es über die Siebzig hinaus! Der Mensch sieht hochbetagte Greise vor seinen Augen, denkt aber nicht daran, daß Unzählige schon gestorben sind, ohne alt zu werden. Dabei entgeht Keiner von uns in diesem Leben dem Jammer; allein wir erwägen dies niemals und kommen also nie zur Erleuchtung. So lange unser Gelüste unbefriedigt bleibt, fühlen wir brennende Pein; und ist der Zweck wirklich erreicht, so dauert die Befriedigung nicht lange. Und welcher Mensch kann sich von Sünden frei erhalten? Ein einziger pflichtwidriger Gedanke ist schon eine Uebertretung; aber nicht zufrieden mit kleinen Vergehen, erlauben wir uns die größten und größten! Wir verzehren das Fleisch der Thiere und Kleiden uns in ihre Haut — ja, es giebt Sünden, die noch abscheulicher sind als diese! So verwickelt sich der Mensch von Kindheit an in den Wust seiner Unthaten; er bleibt ihnen verfallen, und sein verdüsterter Geist kann nicht schauen, welches künftig sein Schicksal seyn werde. Hat er aber das leibliche Auge geschlossen, so folgt ihm seiner Gräuel Frucht: er wird der Bewohner eines Thierkörpers, oder ein hungernder Dämon, oder ein Hölle-Schweffel! Gesezt aber auch, er hätte Gutes gethan und käme wieder als Mensch oder selbst als guter Genius ins Daseyn: so empfängt er doch nur vergängliche Belohnung. Sobald der Lohn vollständig ist, kehrt er in die Seelenwanderung zurück; er kreist von neuem in den Wogen des Oceans der Dual, und seine endliche Befreiung ist nicht abzusehen! Benutze also jeden müßigen Augenblick und sinne über diesen wichtigen Gegenstand nach! Sprich täglich zu Dir selber: „Von Ewigkeit her irre ich in den Regionen des Geburtenwechsels. Da ich die heilbringende Lehre nicht kennen lernte, so war es mir unmöglich, herauszukommen. Nun ich sie kenne, soll ich zaudern, ihr gemäß zu leben!“

Ebendasselbst §. 5.

„Wenn ein Mensch in eine fremde Stadt reist, so sieht er sich, ehe er seine Geschäfte besorgt, nach einem Orte um, wo er die Nacht zubringen könne. Bricht dann die Nacht herein, so hat er eine Herberge zum Ruben. Die Sorge für einen Raft-Ort ist die Bewerbung um das T'ing-tu — die finstere Nacht, das Ziel alles Irdischen — eine Herberge finden, heißt in das T'ing-tu entrückt werden. Wenn Jemand im Frühling eine weite Reise unternimmt, so sorgt er für Regen-Kleidung; überfällt ihn dann plötzlich ein Regenschauer, so hat er nicht das Ungemach, durchnäßt zu werden. Die Vorkehrung wider den Regen ist die Bewerbung um das T'ing-tu — der plötzliche Schauer ist das Aufhören des irdischen Daseyns — nicht durchnäßt werden, heißt, nicht in die Regionen des Bösen versinken, wo man jede Art von Dual erleidet. Die Sorge für einen Raft-Ort schadet nicht unseren Geschäften; die Vorkehrung wider den Regen schadet nicht unserer Reise: eben so ist auch die Bewerbung um Buddha's verkärtes Reich keinem irdischen Verufe hinderlich. Wie kommt es nun, daß die Menschen sich nicht darum bemühen? Ich erinnere mich eines Mannes, der nach einem sündhaften Leben schwer erkrankte. Von Mitleid ergriffen, besuchte ich ihn und ermahnte ihn, den allbarmherzigen Amita anzurufen; allein er weigerte

*) S. das diesjährige Magazin, Nr. 81—82.

**) Befindet sich unter den Libri Sinici der Königl. Bibliothek zu Berlin, Nr. 734.

***) Kung-tse ist Confucius. Der Verfasser, obschon ein Buddhist, wählt also hier einen Spruch dieses alten National-Weisen China's zum Texte seiner Predigt, um den Confucianern deutlich zu zeigen, daß er vor dem Stifter ihrer Lehre große Hochachtung hat.

†) Zwei Unächter auf dem Throne, von denen das Chinesische Alterthum berichtet und deren Namen sprichwörtlich geworden sind.

sich hartnäckig, dies zu thun, und führte nur fahelnde verworrene Reden. Gewiß hatten seine Sünden ihm den Geist verdüstert, und er war diesseits keiner Bekehrung mehr fähig — was konnte noch geschehen, als er die Augen schon geschlossen hatte?! Darum bekehre man sich zur rechten Zeit. In diesem Leben folgt die Nacht dem Tage, der Winter dem Sommer: dies macht Niemanden bekümmert. Sagt man den Menschen aber: auf das Leben folgt der Tod! so wird er bekümmert und will nicht mit der Sprache heraus. O, welche Erbärmlichkeit! Keiner weiß, daß sein Ich niemals sterben wird, sondern nur weiter zieht, wenn die Vergeltung dieses Lebens vollständig ist.“ (Schluß folgt.)

Spanien.

Espartero und die heutigen Zustände Spaniens.

(Schluß.)

Nach dem jetzt bestehenden Wahlsystem üben die Municipalkäten einen großen Einfluß auf die Wahlen; sie selbst sind nach den Ereignissen von la Granja nach Vorschrift der Constitution von 1812 eingesetzt, beruhen also auf sehr demokratischen Grundlagen. Das neue Gesetz entriß sie dem Einflusse der Klubs und vernichtete also die Einmischung der Exaltirten in die Regierungs-Angelegenheiten. Die Exaltirten sahen wohl, daß hier Alles auf dem Spiel stände, und bereiteten sich zu einem Kampfe auf Leben und Tod. Ihre letzte Hoffnung war das Hauptquartier, und sie rückten Espartero näher als je. Mit Eintritt der besseren Jahreszeit hatte dieser seine Operationen wieder begonnen, und die kleinen Schlösser Cabrera's fielen nach einander. Die revolutionären Journale überschütteten ihn mit Schmeicheleien, und wenn man ihnen glauben wollte, so waren alle andere große Kriegsführer nichts gegen den Sieger von Mirambel und Castellote.

Inmitten dieser politischen Kämpfe eröffnete die Königin-Regentin plötzlich ihren Entschluß, die Bäder von Barcelona mit ihrer Tochter zu besuchen. Vergeblich versuchte man, sie davon abzubringen. Allerdings mochte wohl der Gesundheitszustand der jungen Königin den Gebrauch schwefelhaltiger Bäder nothwendig machen, aber gewiß war dies nicht der einzige Grund der Reise. Der wahre Beweggrund der Königin Christine war ihr Wunsch, Espartero zu sprechen, der ihr fast gar nicht bekannt war und den sie nur einmal gesehen hatte. Schon lange unterhielt sie einen geheimen Briefwechsel mit ihm, der ihre Minister oft beunruhigt hatte, und Espartero ließ keine Gelegenheit vorübergehen, ihr die Versicherungen der unbedingtsten Ergebenheit zu ertheilen. „Ich bin aus der Mancha“, wiederholte er oft, „aus dem Vaterlande Don Quixote's und eben so ritterlich wie der Held des Cervantes. Die Dame meiner Gedanken ist eine Königin, und ich bin bereit, Alles für ihren Dienst zu thun.“

Als die verhängnisvolle Reise beschlossen war, kam der Zwiespalt zwischen dem Ministerium und Espartero über die Frage, welchen Weg die Königin wählen solle, zum offenen Ausbruche. Die Minister und die Königin selbst wollten, daß sie durch Valencia reisen solle. Espartero wollte ihr den Weg über Saragossa und durch Aragonien aufdrängen. Der erstere Weg bot den Vortheil, daß die Königin auf ein Armeecorps unter dem Befehl O'Donnell's gestossen wäre, dessen Treue erprobt war; wendete sie sich nach Aragonien, so mußte sie durch die Prearrabteilungen hindurchziehen, die Espartero befehligte. Die Einnahme Morella's entschied die Frage zu Gunsten Espartero's. Die Königinnen reisten in Begleitung des Conseils-Präsidenten, Perez de Castro, des Kriegs-Ministers, Grafen von Leonard, und des Marine-Ministers, Sotelo, der dem Herzoge von Vitoria befreundet war. Die Exaltirten sorgten dafür, daß den Königinnen überall ein bedeutungsvoller Empfang zu Theil wurde. In Saragossa entschwandten die Täuschungen der Königin-Regentin. Die Municipalität richtete eine freche Rede an sie, und der Volkshaufe verfolgte sie unter dem Geschrei: „Es lebe die Constitution! Es lebe die Herzogin von Vitoria! Nieder mit dem Gesetz über die Ayuntamiento!“ Zum Rückzuge war es jetzt zu spät: Espartero erwartete sie in Perida.

Die Minister statteten dem Generalissimus zuerst einen Besuch ab. Als Freund desselben, traf den Marine-Minister Sotelo zuerst das Loos; ihre Zusammenkunft gab ihm wenige Hoffnungen. Sodann kam die Reihe an den Grafen Leonard; weder er noch der Herzog berührten die Politik. Sogar der Conseils-Präsident entschloß sich, trotz seines Alters, den ersten Schritt zu thun. Espartero stand gerade, umgeben von seinem Generalkabe, vor der Thür seiner Wohnung, als Perez de Castro sich ihm vorstellte. Er hielt es nicht der Mühe werth, umzukehren, um denselben zu empfangen. Er entschuldigte sich mit der Nothwendigkeit, die Königin besuchen zu müssen, und eilte weiter. Perez de Castro eilte hinter ihm, so schnell er konnte, beglückwünschte ihn wegen seiner Siege und sagte ihm, die Minister hätten das feste Vertrauen, daß er nöthigenfalls sein siegreiches Schwert zur Verteidigung der Ordnung ziehen werde. Espartero antwortete mit einer verneinenden Geberde, ohne den Mund zu öffnen.

Espartero sah die Königin an diesem Tage und einige Tage später zu Esparraguerra. In der ersten Zusammenkunft soll er nichts sagend, in der zweiten beleidigend und ausfallend gewesen seyn. Gleich am ersten Tage erklärte er sich gegen die Minister, gegen die Cortes, gegen das Gesetz über die Ayuntamiento's. Die Königin widerlegte ihn, ohne ihn überzeugen zu können. Als er wiederkehrte, hatte er den Ton geändert: er erörterte nicht mehr, sondern befahl. Die Königin widerstand ihm muthig, aber sie sah wohl, daß sie alle Hoffnung aufgeben müsse.

Barcelona hatte die Königinnen mit Enthusiasmus aufgenommen;

in allen Straßen waren die Bilder derselben zwischen brennenden Kerzen aufgestellt, und das Volk entblöpte das Haupt vor denselben. Die ersten Tage vergingen unter Festlichkeiten; aber die Königin und die Minister durften sich nicht verbergen, daß die Ankunft Espartero's wichtige Ereignisse heraufbeschwören würde. Das Ayuntamiento von Barcelona, das aus den wildesten Decamisado's bestand, sah der Ankunft des Herzogs mit Ungeduld entgegen und ließ keine Gelegenheit vorübergehen, der königlichen Gewalt zu trotzen. Anschläge, auf welche die Constitution von 1812 geschrieben war, waren an alle Laternen geheftet, und der Artikel, welcher sich auf den königlichen Eid bezieht, war in der Vorhalle des Theaters angeschlagen worden. Endlich meldete der „Constitucional“, am 12. Juli, daß der Herzog zu Martorell sey und am folgenden Tage in Barcelona einziehen werde. Am Morgen des 13ten zog ihm eine unabsehbare Volksmenge mit Lorbeer- und Olivenzweigen entgegen. Sobald Espartero die ihm entgegenwogende Menge bemerkte, verließ er sein Gefolge und ritt ihr entgegen; sie umringte ihn und trug ihn und sein Pferd gleichsam im Triumph weiter. Wahnsinniges Geschrei ertönte überall, wo er vorbeikam, und mitunter auch der Ruf: Tod den Franzosen! welcher ebenfalls zu dem Feldgeschrei der Exaltirten gehört. Zugleich sang die Menge Lieder, in welchen Schmähdungen auf die Franzosen mit den übertriebensten Schmeicheleien für den Helden des Tages wechselten. Espartero, entzückt von diesem Empfang, erwiderte auf diese Demonstrationen, daß dies der schönste Tag seines Lebens sey, und daß alle seine Siege, alle seine Würden nicht einen solchen Eindruck auf ihn gemacht hätten wie dieser Empfang.

Um 3 Uhr Nachmittags begab sich der Herzog zur Königin; die Audienz dauerte anderthalb Stunden. Espartero wiederholte die Vorschläge, die er schon in Esparraguerra gemacht hatte; die Königin ging darauf ein und besprach sich mit ihm über einige Namen für das neue Ministerium, ohne daß sie jedoch zu einem festen Abschlusse gekommen wären. Am 14ten Mittags langte in Barcelona das Gesetz über die Ayuntamiento's an, welches die beiden Kammern angenommen hatten. Die Königin wollte dasselbe nicht bestätigen, ohne sich noch einmal mit dem Generalissimus zu besprechen. Sie ließ ihn zu sich berufen und setzte ihm die Uebelstände aus einander, welche die Zurückweisung eines Gesetzes haben dürfte, für das sich beide Kammern ausgesprochen hatten. Es wollte ihr nicht gelingen, Espartero zu überzeugen; erbittert über dessen Hartnäckigkeit, ließ sie die Minister kommen, als er sich entfernt hatte, und unterzeichnete. Am demselben Abend wurde das Gesetz in aller Stille nach Madrid zurückgeschickt, mit dem Befehl, es unverzüglich bekannt zu machen.

Zum Laufe des 15. Juli erfuhr Espartero, daß die Königin unterzeichnet hatte. Er gerieth in einen gewaltigen Zorn, legte sich zu Bett und schickte seine Entlassung ein. Diese konnte nicht angenommen werden und wurde es nicht. Kinage hatte den Brief an die Königin verfaßt; er beschuldigte die Königin, daß sie ihr Wort gebrochen, und nannte die Minister Karlisten. Theilweise wurde der Brief veröffentlicht. Darüber entstand große Bewegung in Barcelona. Ein Bataillon der Guiden von Luchana, welches die Leibwache Espartero's bildete, war mit diesem in die Stadt eingezogen; die Soldaten zerstreuten sich in den Straßen und schrien laut über die entflegliche Undankbarkeit, mit der man die Dienste des Herzogs von Vitoria belohnt habe. Dieselbe Sprache führten Kinage und die Offiziere des Generalkabes in den Kaffeehäusern und auf den öffentlichen Plätzen. Das Ayuntamiento hielt seine Bullangeros (Unruhestifter) in Bereitschaft. Der General Ban Halen, General-Capitain von Catalonien, befand sich damals in den Bädern von Caldas; man ließ ihm sagen, er möge ohne Verzug nach Barcelona kommen. Derselbe Befehl wurde den Generalen Aperse, Castañeda und Clemente, welche die Avant-Garde befehligten, zugesandt: bald lagerten 40,000 Mann in der Nähe der Stadt. Ueberdies war der General, der solche Streitkräfte gegen eine Frau versammelte, General-Kommandant der königlichen Garde. Die militärischen Behörden der Provinz erwarteten seine Befehle, das Ayuntamiento gehorchte ihm, und alle Macht war in seinen Händen concentrirt. Die Königin und die Minister waren wehrlos.

Die Drehorgel spielte in den Straßen von Barcelona die Lieder, welche immer das Signal des Aufruhrs zu seyn pflegten. Alsbald füllten sich die öffentlichen Plätze mit unheimlichen Gestalten. Am 18ten Nachmittags, als die Vorboden des Aufruhrs immer drohender hervortraten, begab sich Espartero wiederum zur Königin, in der Hoffnung, daß die unzweideutigen Bewegungen, die sich überall kundgaben, sie eingeschüchert haben würden. Die Königin blieb unerschütterlich. „Du bist Kommandant der Truppen“, sagte sie zu Espartero, „und hastest für die Ordnung.“ Espartero antwortete, sie müsse zwischen ihm und dem Ministerium wählen, und wenn sie die Sanction des Gesetzes über die Municipalkäten nicht zurücknahme, würde das Blut in Strömen fließen, sangre hasta le rodilla, Blut bis zum Knie. Einen stärkeren Eindruck als auf die Königin machten die Drohungen auf die Minister. Sie versammelten sich am Abend und beschloßen, ihre Entlassung zu nehmen, um die Königin zu retten. Diese aber bat sie, ihre Stellen zu behalten, bis sie durch eine materielle Gewalt zum Rücktritt gezwungen würden. Dieser Fall trat bald ein. Als Espartero heimkehrte, ohne etwas ausgerichtet zu haben, nahmen die Aufläufe einen drohenderen Charakter an. Beim Einbruche der Nacht erklärten die Mitglieder des Ayuntamiento, daß sie in Permanenz seyen; um 9 Uhr waren auf dem Plage San-Jayme mehr als zweitausend Menschen versammelt, welche der Constitution und Espartero Lebewohls brachten und den Ministern Todesdrohungen zuriefen.

Die Aufrührer richteten Barricaden in allen Straßen auf, welche nach dem Plage ausliefen, obschon sie wußten, daß sie nicht würden angegriffen werden. Einige Haufen stürzten die Waffen-Niederlage der National-Miliz, wo man 800 Blinten fand, die unter die Menge

verteilt wurden. Eine Deputation des Ayuntamiento stellte sich nun an die Spitze des Aufstandes und begab sich nach dem Plage Santa-Anna, wo Espartero wohnte. Dieser erschien auf dem Balkon, redete das Volk an und entschloß sich, gefolgt von dem wilden Laufen, nach dem Palaste zu ziehen. Die Königin hatte die Minister bei sich, als das wilde Geschrei des Aufstands herantönte. Sie forderte dieselben lächelnd auf, den Aufstand anzuschauen. Perez de Castro, Eleonard und Sotelo gehorchten dem Wink und begaben sich mit ihr auf einen geschlossenen Balkon, der nach dem Plage hinausging. Die Garde, welche sich selbst überlassen war, hatte den Aufstand vom Plage abgehalten, aber aus den benachbarten Straßen ertönte das Geschrei: „Tod den Ministern!“ und Schmäbungen gegen die Königin. Nicht lange, so erschallte in einer ein Lebehoch, und man sah einen Wagen durch die lärmende Menge hindurchfahren auf den Palast zu. Die Königin erkannte zu ihrem Schmerze den Wagen des Herzogs von Bitoria.

Die Minister konnten den Palast nicht mehr verlassen; die Königin führte sie in ihr Schlafgemach. Nun erschien Espartero, begleitet von seiner Gemahlin, den Generalen Baldes und Van Palen. Alle bemühten sich, die Königin zu überzeugen, daß sie nichts zu fürchten habe, und daß die Aufregung bloß durch die Hartnäckigkeit der Minister hervorgerufen sey. Die Königin nahm diese Aeußerungen mit großer Kälte auf. Zu Espartero sagte sie, da die Minister ihre Entlassung eingereicht, so müsse sie wohl in diesem Punkte nachgeben, nimmermehr aber werde sie die erteilte Sanction zurücknehmen oder die Cortes auflösen. Davon ließ sie sich nicht abbringen, obgleich der Tumult draußen fortdauerte. Um drei Uhr Morgens verkündete Espartero den Volksbauern, daß die Minister abtraten, worauf sich diese unter Freudengeschrei zerstreuten. Um vier Uhr verließen der Herzog und die Herzogin, Baldes und Van Palen die Königin. Perez de Castro, dem die meiste Gefahr drohte, flüchtete zum Französischen Consul und dann auf den „Méléagre“, Eleonard auf eine Spanische Fregatte; beide begaben sich am nächsten Tage nach Frankreich. Mit Ausnahme einiger Gendarmen, wurde Niemand getödtet.

Dies sind die Vorgänge der Nacht vom 18. zum 19. Juli. Espartero's Benehmen hatte nur einen Hebel, den Haß gegen die Minister. Diese Stimmung benutzten die Exaltirten, um sich seiner gegen die Königin zu bedienen, und er folgte dem Anstöße blindlings, bis seine Leidenschaft befriedigt war. Dann wollte er anhalten. Das Ministerium, welches sein nächtlicher Sieg aus Ruher brachte, sieht allerdings den Exaltirten näher als den Gemäßigten, aber es ist keinesweges aus den Parteihauptern gewählt, und die Exaltirten sind nichts weniger als zufrieden. Nach der Entfernung der Minister wollte das Ayuntamiento auf der betretenen Bahn weiter schreiten; Streitigkeiten und Ermordungen fanden statt. Da fand Espartero endlich die Kraft des Pflichtgefühls wieder, die ihm im Anfang der Krise gefehlt hatte, und stellte die Ordnung wieder her.

Es fragt sich, was Espartero jetzt thun wird? Er strebte nach der höchsten Gewalt; sie ist ihm zu Theil geworden. Er wollte nicht einmal mit der Königin theilen. Wird er nun zu den Gemäßigten zurückkehren, die er verlassen hat? Wird er bei den Exaltirten ausharren, die er zu fürchten beginnt? Oder will er eine Regierung begründen, die sich weder auf die Gemäßigten noch auf die Exaltirten stützt? Ueberall treten ihm Hindernisse entgegen. Die Taktik der Exaltirten ist leicht vorauszu sehen. Sie werden ihm die Regentenschaft anbieten. Wird er sie annehmen? In jedem Falle wird er die Rolle des misstrauischen und hochfahrenden Aufpassers aufgeben müssen. Er muß selbst regieren und die Zügel einer Revolution in die Hand nehmen, die noch Alle gestürzt hat, welche sie leiten wollten. Wird er glücklicher oder geschickter seyn? Das muß die Zukunft lehren. Sein Generallstab glaubt allerdings, daß ihm die Rolle Napoleon's vorbehalten sey. Es ist indeß sehr zu bezweifeln, ob er dieser Aufgabe gewachsen sey. Einer der angesehensten Spanischen Staatsmänner hat gesagt: „In Frankreich hat man vor 50 Jahren ein Drama gespielt, betitelt die Französische Revolution. Wir haben es übersezt und eine Spanische Komödie daraus gemacht.“ — Dies scheint auch auf Espartero zu passen; man könnte ihn höchstens einen Komödien-Napoleon nennen.

(R. d. d. M)

Frankreich.

Der Abbé de Bernis.

François Joachim de Pierres oder Abbé de Bernis hieß unter den Gelehrten Babette die Blumenhändlerin und unter den Postleuten die Latschtaube. Er war zu Saint-Marcel bei Narbonne im Monat Mai 1715 geboren. Er stammte aus einem alten, durch das Haus Roban mit dem Könige verwandten Geschlechte, das aber vom Glück wenig begünstigt war. Da er also kein Vermögen erben konnte, so wurde er Abbé. Er kam, wie Bernard *) sehr jung nach Paris, seinem Sterne vertrauend und zu Allem lächelnd, um wiederum nur lächelnden Gesichtern zu begegnen. Er hatte gute Manieren, ein schelmisches Auge, das Herz auf dem rechten Flecke und Witz auf den Lippen. Die Natur hatte ihn nach dem Bilde des Herkules geschaffen, und man konnte von ihm daher eben so wenig wie von Bernard sagen, daß der Stiel der Mensch sey. Man braucht nicht zu erstaunen, daß der an Geist und Körper so gut gebildete Bernis im 18ten Jahrhundert Minister, Cardinal und fast König von Frankreich geworden ist; man konnte dies Alles mit geringeren Eigenschaften werden.

*) Der liebenswürdige Dichter.

Er brachte einen Winter im Seminar zu St. Sulpice zu; aber anstatt geistliche Lieder zu singen, machte er, wie später Boufflers, Gedichte auf Themire oder Klimene. Bald darauf wurde er mit der Pompadour bekannt, die damals Madame Lenormand d'Etioles hieß. Sie nannte Bernis ihre Latschtaube; nachher nannte ihn Voltaire Babette die Blumenhändlerin, theils wegen seiner blumenreichen Redensarten, theils wegen seiner Ähnlichkeit mit einer wohlbeleibten Blumenhändlerin dieses Namens, die vor dem Opernbaue feil hielt.

Der ehrgeizige und arme Abbé Bernis suchte durch die Muse sich Ruhm und Geld zu erwerben. Er überreichte seine Gedichte der Prinzessin Roban, die seine weitläufige Verwandte war. Die Prinzessin, die sich zu zerstreuen suchte, zog den Abbé und seine Muse an sich. Er war in ihrem Hotel Alles, was er seyn wollte. Dieses Hotel war damals der Versammlungsort aller geistreichen Männer und liebenswürdigen Frauen; unser Abbé war Allen willkommen; alle Herzen und alle Thüren öffneten sich vor ihm. Man riß sich um Bernard, man riß sich um Bernis. Voltaire, der die Jugend häßelste, schrieb an Beide Gedichte, Duclos rühte ihren Witz, Felsentius gab ihnen zu essen, und die Frauen thaten das Uebrige.

Nur bei dem Cardinal Fleury, der als Premier-Minister alle Gnadenbezeugungen ertheilte, war Bernis nicht gut angeschrieben. Er wollte eine Abtei von ihm haben, aber der Cardinal war taub gegen seine Bitten. „Mein Herr Abbé“, sagte er zu ihm, indem er ihm seine Zerstreung vorwarf, „Sie sind der Gnaden der Kirche unwürdig; Sie haben nichts zu hoffen, so lange ich lebe.“ — „Gnädiger Herr, ich werde warten“, antwortete Bernis und trat mit einer tiefen Verbeugung ab. Diese Antwort wurde ein Ereigniß; sie wurde überall wiederholt und gelobt und sogar dem König hinterbracht. Sie wurde noch auf eine andere Weise erzählt. Die Pompadour soll nämlich zu Bernis gesagt haben: „Sie werden der letzte Mann seyn, dem ich meine Gunstbezeugung bewillige“; und Bernis soll erwidert haben: „Nun gut, Madame, ich werde warten.“

Mittels dieses Witzwortes, einer Epistel an die Grazien, eines kleinen Gedichtes: les Palais des Heures, und zwei anakreontischer Oden wurde er bald darauf Mitglied der Akademie.

Madame Pompadour war durch einen königlichen Kuß als Königin von Frankreich anerkannt worden. Die Prinzessin Roban schrieb ihr im Interesse ihres lieben Abbé: „Madame, ich hoffe, Sie haben den Abbé Bernis nicht vergessen; haben Sie die Gnade, etwas für ihn zu thun; er ist Ihrer Gunst würdig.“ Die Pompadour schrieb deshalb an einen Minister folgenden Brief, den wir im Originale mittheilen wollen, um unseren Lesern zu zeigen, daß sie in der Grammatik eben so gut Schnitzer machte, als in der Tugend: „J'ai oublié, mon cher nigaud *), de vous demander ce que vous avez fait pour l'abbé de Bernis; mondez-le moi, je vous prie; car il doit venir dimanche.“ Die Pompadour stellte den Abbé Bernis dem Könige Ludwig XV. vor, und dieser bewilligte ihm auf ihre Empfehlung eine Wohnung in den Tuilerieen und eine Pension von 1500 Livres. Er erwartete sich die Gunst des Königs und der Pompadour in dem Grade, daß er zwei Jahre darauf zum Gesandten in Venedig ernannt wurde. Ein Gedicht, angeblich von Panard, spottete damals über den Abbé und seine Patronin in folgender Weise:

Ambassadeur mon maître,
Voilà ce que c'est d'être
Un beau pigeon pata,
Turlututu! *)

Da er in Venedig als Gesandter nichts zu thun hatte, so wurde er auf seinen Wunsch bald zurückberufen und lebte in der Nähe der Pompadour, an die er mehrere Gedichte machte, die aber alle mehr einen leichtfertigen, als zärtlichen Ton athmen. Er war zehn Jahre lang ihr Schatten; er folgte ihr überall hin. Ludwig XV. begegnete ihm oft in den kleinen wie in den großen Zimmern ihres Palais, so daß er ihn manchmal fragte: „Wo gehen Sie hin, Herr Abbé?“ — Der Herr Abbé verbeugte sich und lächelte. Als sich eines Tages die Pompadour langweilte, ernannte sie ihn zum Gesandten in Madrid. Er hütete sich aber, nach Spanien zu gehen; vielmehr sagte er zu ihr: — „Madame, ich liebe nicht die Spanischen Schloßler; ein kleiner Platz neben Ihrem Tabouret würde mir viel angenehmer seyn.“ Er hat so sehr, daß Madame Pompadour ihn ihre rosenfarbenen Pantoffeln küssen ließ. Als Abbé horchte er an den Thüren, indem er sagte, daß das Schloß der Tuilerieen für ihn nur ein großer Beichtstuhl wäre. Er wußte Alles und hielt endlich Rath mit dem König und der Marquise. Gewiß, man könnte eine herrliche Komödie über diesen Rath machen: ein König, der sich langweilt, ein Abbé, der sich amüßet, eine Frau, die mit diesen zwei Liebhabern sich in den Strudel der Staats-Angelegenheiten stürzt. Der König von Preußen hörte bald diese Komödie; er nannte die Marquise von Pompadour einen Cotillon II. und witzelte satirisch über Bernis:

Évitez de Bernis la sterile abondance.

Hiermit rüstete sich Friedrich zur Schlacht bei Rossbach. Die Rache der Pompadour und des Abbé Bernis ist vielleicht die Ursache des für Frankreich so unglücklichen siebenjährigen Krieges gewesen.

Als Minister hatte Bernis durch Epigramme und Satiren viel zu bulden. Besonders schleuderte der Graf Tressan ein sehr beißendes

*) Madame Pompadour, die so schneidend in ihrem Witz seyn konnte, wie Voltaire, hatte auch die Wuth, alle Menschen nach ihrer Vaune zu tadeln; selbst der König führte in ihrem Kalender einen höchst grotesken Namen.

**) Deutsch übersezt, wurde dieser Vers dem Gedanken nach etwa so lauten:

Wie sehr's euch schön und fein,
Gesandter seht zu seyn,
Vat'raube noch dazu,
Turlu, Turlu, Tu!

Gedicht gegen ihn. Nun konnte er sich nicht lange mehr halten; die Welt, selbst die Präsidentin des Ministerraths, war seiner müde; dies war der Gnadenstoß. Der Herzog von Choiseul, der in dem Herzen der Pompadour seine Stelle einnahm, erhielt sein Portefeuille. Zur Entschädigung gab man ihm den Kardinalshut; man machte damals diesen Vers auf ihn:

Man saut, daß Seine Eminenz
Den Kardinalshut nur erbielt,
Um zu machen seine Reverenz.

Hierauf verbannte man ihn nach Bic-sur-Aisne. Die Größe endigt immer mit der Verbannung und verlöscht ihren Glanz in der Buße. In dieser Einsamkeit erinnerte er sich an seine frühere Muse; sie sang ihm einige Lieder über die Eitelkeit der Welt.

Er wurde nachher zum Erzbischof von Alby ernannt; aber nach seiner Gewohnheit ist er niemals in seiner Diocese erschienen. Die Gläubigen beklagten sich nicht darüber: sie konnten seinen Segen entbehren. Im Jahre 1769 ging er als Gesandter nach Rom zur Papstwahl Klemens XIV., dieses heiteren, sanften und geistreichen Priesters, der geschrieben hat, daß traurige Menschen Gesträuche sind, die niemals blühen. Der Papst und der Kardinal verständigten sich bald mit einander. Unser Kardinal sah Frankreich nicht wieder; in Rom hatte er ein zweites Vaterland gefunden, das seinem Alter das wurde, was Frankreich seiner Jugend gewesen war. Er bewohnte einen prächtigen Palast, wo er mit Glanz lebte. Er war lange Zeit der gastfreundlichste Aufenthaltsort aller reisenden Franzosen. Jedermann, von dem armen Künstler bis zu den Prinzen und Prinzessinnen von Geburt, wurde von dem demüthigen Priester gut aufgenommen. Bernis ahmte hierin seinem Freunde, dem Papst Klemens XIV., nach. Bis an seinen Tod war er der liebenswürdigste Kardinal; er starb 1794, treu seinem König und seinem Gott, die französische Revolution verfluchend, die ihn einer halben Million Einkünfte beraubt und alle künstliche Blumen seiner Poesie mit Verachtung von sich gestoßen hatte. Er starb einsam und arm, nicht, wie er gelebt hatte.

Nach seinem Tode gab ein Pariser Buchhändler seine Werke heraus, die, wie dieser Buchhändler in der Vorrede sagt, „mit dem Siegel der Unsterblichkeit bezeichnet sind.“

An der Spitze der Werke des Kardinals steht seine Rede über die Poesie. Es ist die Arbeit eines Schülers, der mit Grazie, jedoch mehr als Redner denn als Dichter, zu sprechen versteht. Er sagt: „Die Poesie ahmt den Reiz der Malerei durch Bilder und die Töne der Musik durch Harmonie nach.“ Von diesem Gedanken ausgehend und für die Metapher und den Reimklang eingenommen, überläßt er sich der Muse. Er ist fast der einzige liebenswürdige Dichter des 18ten Jahrhunderts, der, zum Verdruß Voltaire's, den Reim für wichtig hielt. Er benutzte das Reim-Lexikon öfter, als das Lexikon der Poesie, welches das Herz des Dichters ist.

In seiner Rede eifert er bestig gegen die Dichter, welche vom Lande nur nach Theatralität sprechen. „Sie liefern dürftige Gemälde des Landlebens und beschreiben nur immer die Blumen der Wiesen, das Murmeln der Bäche, die Thränen der Aurora und das Säuseln des Zephyrs. Ihre Draperien entkleiden die Grazien, ohne sie zu schmücken.“ In seiner Jugend hatte Bernis auf dem Lande gelebt und dasselbe mehr mit den Augen des Dichters als des Kanonikus betrachtet; er sah die Natur, wie sie Gott gemacht hat; die meisten Gelehrten seiner Zeit lernten sie nur nach der Georgica des Virgil kennen.

Bernis war weder für die Elegie, noch für die Ekloge geschaffen; er verstand nicht zu lieben, noch zu träumen. Die kleine galante Erzählung, die anakreontische Ode, die liebenswürdige, oft zu geschwähzige Epistel, das ist ungefähr sein Gebiet im Lande der Musen.

Seine Epistel über die Sitten ist mit einem edlen Unwillen geschrieben und an Montmorency adressirt: — Wenn eure Vorfahren aus ihren Gräbern stiegen, was würden sie sagen, wenn sie sähen, daß unsere Liebe Heuchelei, unsere Religion ein Paradox ist und unsere lockeren Sitten so viel Grazie haben;

S'ils voyaient F... errante, A... à demi nue,
S'engager sans pudeur, rompre sans retenue,
Remplir le monde entier de leurs égaremens,
Et compter en un mot leurs jours par leurs amans?

Hierauf folgt seine Epistel über die Unabhängigkeit; hier nimmt der verbannte Kardinal die Miene an, als eifere er gegen sich selbst; denn auf wen sonst könnten sich folgende Zeilen besser beziehen, als auf ihn:

Vous, intriguans obscurs, ambitieux reptiles
Qui marchez vers le trône à l'ombre des autels,
Et ne chantez les dieux que pour plaire aux mortels.

Und in der Epistel über den Ehrgeiz sagt er:

Moi je n'ai pas à affronter
Un peuple de dragons avides,
Pour la gloire de disputer
Les pommes d'or des Hespérides.

Mein lieber Kardinal, das Alles konnte man schön sagen, ehe man Minister wurde.

Die Reinen Gedichte von Bernis sind ein liebenswürdiges, nur etwas einödniges Geschwätz, das den Geist wiegt, ohne ihn allzu schläfrig zu machen. Es sind niedliche Pastellgemälde im Geschmack der Zeit, die jedoch nicht immer schlechten Geschmack verrathen. Außerdem hat unser Kardinal ein großes Gedicht in 10 Gesängen über die Religion geschrieben; aber was für ein schlechter Dichter

und was für ein schlechter Christ ist er darin. Es enthält keinen einzigen Strahl des Himmels und der Musen; Alles ist kalt, trocken, mühsam, ohne Glanz, ohne Farbe, mit einem Worte, ohne Glauben und ohne Poesie.

Bernis hat auch in Prosa über Poesie, Liebe, Metromanie, über die Neugierde und über den Geschmack am Landleben geschrieben; aber seine Prosa ist schwerfällig, sie hat nicht den leichten und anmuthigen Schwung der Belletristen. Nur in seinen Briefen, besonders in denen an Voltaire, war er glücklicher.

Auf Bernis, wie auf Bernard, kann man die Worte Dvid's anwenden: Sunt voces praeterea quae nihil. Ihre Poesie ist ein schwacher Waldgesang, der im Winde verhallt, ein anmuthiger Schatten, der vor dem Lichte entflieht, der Wiederhall eines Liedes, Blumen, die nicht einmal einen Morgen lang geblüht haben. Voltaire hatte also Recht, den Verfasser jener kleinen jolis riens und aller jener witzigen Interessantigkeiten Gentil Bernard und den Verfasser aller jener künstlichen Blumen, die ohne den wärmenden Strahl der Sonne aufgewachsen sind, die Blumenverkäuferin Babette zu nennen.

Mannigfaltiges.

— Monopol der Englischen Zeitungen. Sollte man wohl glauben, daß in England, bei aller Freiheit der Presse, die öffentlichen Blätter in vielen Dingen nichts weniger als der Ausdruck der öffentlichen Meinung sind? Allerdings hat jede politische Ansicht ihr besonderes Organ, das nach dieser Ansicht seinen Kommentar, sein Urtheil über Ereignisse und Thatsachen mobilisirt; aber gerade die Ereignisse, die Thatsachen, werden nicht objektiv, nicht nach verschiedenen Auffassungen, aus denen sich am Ende die Wahrheit gewinnen läßt, sondern meistens nach einer einzigen Berichterstattung dargestellt, die fast gleichlautend allen Zeitungen von den verschiedensten Ansichten zugeht. Ein Aufsatz in der Monthly Chronicle (und nach derselben im August-Fest der Revue Britannique) giebt hierüber die merkwürdigsten Aufschlüsse. Es geht daraus hervor, daß die einflussreichsten Londoner Morgenblätter, wie Times, Morning-Chronicle, Morning-Post und Advertiser sich zusammen dieselben Berichterstattung sowohl im Auslande, als für die einheimischen Gerichtsverhandlungen halten, und zwar wird damit der doppelte Zweck erreicht, daß einerseits die enormen Kosten jener Berichte unter vier bis fünf Interessenten getheilt werden, und daß andererseits jedes neue Zeitungsunternehmen, das grundsätzlich von dieser Coalition ausgeschlossen wird, nothwendig scheitern muß, weil es entweder jene ungeheuren Kosten allein aufbringen oder seine Neuigkeiten 24 Stunden später als die übrigen Morgenblätter bringen müßte. Eine Quelle täglicher Nachrichten ist nämlich für England eben so wie für Deutschland die Post aus Paris; zum Theil weil die turbulente französische Hauptstadt täglich etwas Neues zur Erscheinung bringt, und zum Theil weil auf dem bequemem Umwege über Paris auch die meisten übrigen kontinental-Nachrichten in England eingehen. Nun trifft aber in London der Courier aus Dover, mit dem von Calais herübergekommenen Brief- und Zeitungspaket, täglich des Morgens früh zu einer Stunde ein, wo die Morgenblätter nicht mehr Zeit genug haben, die französischen Journale zu benützen. Sie müssen sich daher schon von Paris die Artikel fertig, d. h. übersetzt, excerptirt und für die Englischen Leser mundrecht gemacht, zusenden lassen. Solche Korrespondenten in Paris, so wie andererseits in Madrid, Alexandrien und überall, wo eben wichtige Fragen des Tages verhandelt werden, haben nun jene Morgenblätter gemeinschaftlich, und dies kostet jedem Theilnehmer etwa 3—400 Pfd. jährlich. Im Parlament hat freilich jedes Morgenblatt seinen eigenen Berichterstatte; was jedoch die öffentlichen Gerichtsverhandlungen betrifft, so hat die eine Zeitung bei dem Gerichtshofe der Common Pleas, die andere bei der Bank der Königin (Queen's Bench) u. s. w. ihren „Reporter“, deren verschiedene Arbeiten sie dann unter einander austauschen. Will nun ein neues Blatt sein Glück versuchen, so muß es, da es von der Coalition ausgeschlossen, seine eigenen Korrespondenten und Berichterstatte sich halten, und dies kostet so viel Geld, daß ohne sehr zahlreiche Abonnenten das Unternehmen gar nicht durchzuführen ist. So versuchte es vor zwei Jahren, unmittelbar nach der vom Parlamente bewilligten Herabsetzung des Zeitungsstempels, eine Gesellschaft, ein Morgenblatt unter dem Titel The Constitutional zu begründen. Aber bald waren 16,000 Pfd. verausgabt, ohne daß das Blatt festen Fuß und ein großes Publikum gewonnen hatte. Als die Unternehmer sich darauf veranlaßt fanden, die Ausgaben einzuschränken, mußte die Redaction natürlich ihre Nachrichten zum Theil aus anderen Blättern schöpfen, und dies gab dem neuen Blatte vollends den Todesstoß. Es geht daraus hervor, wie die bestehenden Londoner Zeitungen ein förmliches Monopol besitzen, und zwar ohne daß die Regierung es will, gegen deren Interesse es sogar ist, da diejenigen Blätter, welche, wie die Times, der Morning-Herald, der Courier u. a., ein sehr großes Publikum haben, im Sinne der Tories redigirt werden. Das Monopol dieser Blätter aber gewinnt eine noch größere Bedeutung dadurch, daß die Insertionen, die eigentlich den gewinnbringenden Theil einer Englischen Zeitung bilden, nur denjenigen Zeitungen zulassen, die schon eine große Ausbreitung haben, und da nun wieder von dem geschäftstreibenden Publikum diejenigen Blätter vorzugsweise gekauft werden, in denen sich viele Insertionen befinden, so entsteht daraus die nothwendige Folge, daß ein Blatt, wie die Times, eine größere publizistische Macht für sich allein ist, als alle seine Gegner zusammengenommen.